Occupy Kunsthaus

Neun Schweizer Künstlerinnen zeigen aktuelle Kollektionen da, wo ihre Werke noch immer viel zu selten gezeigt werden: Im Museum. Genauer im momentan noch leeren Erweiterungsbau des Kunsthauses in Zürich. Ein idealer Moment in einer idealen Kulisse, um unsere Forderung zu inszenieren: Wir wollen mehr Kunst von Frauen sehen!

Redaktion: Nathalie De Geyter, Mariella Ingrassia
Fotos: Eva Baales



Zilla Leutenegger

Samtoverall und Highheels, beides von BOTTEGA VENETA. Gliederkettenarmband aus Silber von FELIX DOLL. Ring privat

"Es braucht ein Umdenken im Kunstbetrieb, aber auch in der Gesellschaft. Wenn Künstlerinnen ins mittlere Alter kommen, geraten sie oft in Vergessenheit. Sie brauchen dann enormen Willen, um durchzuhalten, bis sie vielleicht irgendwann 'wiederentdeckt' werden – obwohl sie ja eigentlich nie weg waren"

Jiajia Zhang

XXL-Pullover und Hose, beides aus Wolle, von GAUCHERE. Boots privat

Esther Eppstein

Anzug aus Schurwolle von MAX MARA. Stiefel privat

Ilona Ruegg

Blazer und Hose, beides aus zertifizierter Wolle, von NOMADISSEM. Schnürschuhe aus Nappaleder aus der Special Edition von KANDAHAR X LUCA XAVIER TANNER

Jasmine Gregory

Baumwollkleid mit Schnürungen von OTTOLINGER. Ohrschmuck Bubble Wrap von YAN JIANG STUDIO bei Making Things. Anderer Ohrschmuck und Clogs privat

**Rechts:
Seidenkleid mit Metall-Applikationen aus der Limited Edition von ARIENNE BIRCHLER**



"Wir brauchen weibliche Vorbilder, um unsere Rollen zu definieren"

Pascale Birchler

"Je mehr Frauen leitende Funktionen in Museen übernehmen, desto weniger werden Quoten nötig sein"

Rebekka Steiger



Stretchtop von VERSACE. Anzugshose und Hosenträger, beides aus zertifizierter Wolle, von NOMADISSEM

Zilla Leutenegger

Pascale Birchler

Rebekka Steiger

Maxi-Strickkleid mit Cutout, aus Baumwoll-Wollmix, von LONGCHAMP. Stiefeletten privat



Ilona Ruegg

"Es ist offensichtlich, dass Frauen im Kunstbetrieb in der Minderzahl sind. Darüber muss gesprochen werden. Aber nicht als Problem, sondern als Chance, diesen Zustand zukünftig zu verbessern. In unseren Performances gibt es etwas Androgynes. Wir sehen uns in unserer Arbeit als Menschen und nicht spezifisch als Frauen"
JOKO connected

annabelle No. 10/2021 Hair & Make-up: Helve Leal & Tilia Novotny c/o Style Council; Fotoassistenz: Alfonso Smith; Modeassistenz Constantin Schweiger; Produktion: Martin Benz

Karin Jost, JOKO connected (links)

Handbestickte Bluse aus Kaschmir-Leinenmix und Wickelhose aus Leinen, beides von CLAUDIA BERTINI

Regula J. Kopp, JOKO connected

Leinentuch Vela und wattierter Wickeljupe, beides von CLAUDIA BERTINI. Rollkragenpullover aus Wolle von LONGCHAMP

Interviews:
Barbara Loop,
Dietrich
Roeschmann

Die Kunst, Künstlerin zu sein

Nur rund ein Viertel aller Ausstellungen in den Schweizer Museen widmet sich der Kunst von Frauen, auch in den Sammlungen sind sie untervertreten. Wie können wir das ändern?

Zilla Leutenegger (53)

Braucht es eine Frauenquote in der Kunst?
Ich glaube nicht, dass eine Frauenquote im Museum das richtige Mittel ist, denn eine solche technische Regulierung hat immer einen faden Beigeschmack. Aber ja: Man muss mehr Kunst von Frauen in Museen zeigen. Es müssen mehr Frauen in den Sammlungen vertreten sein. Doch erkenne ich diesbezüglich Tendenzen, die mich optimistisch stimmen. Hoffen wir, dass diese Verantwortung auch im Kunsthaus Zürich übernommen wird.

Als Kulisse für das Shooting wählten Sie die Treppe, warum?
Die Treppe ist in meinen Arbeiten wichtig. Ich zeichne viele Treppen, wohne in meinen Zeichnungen gern auf oder unter Treppen. Wenn ich auf einer Treppe sitze, sehe ich die verschiedenen Knicke, die der menschliche Körper machen kann. Das gefällt mir. Zugleich ist die Treppe ein schönes Bild für die Erschliessung mentaler Räume.

Was trägt Ihre Kunst zu den Orten bei, an denen sie zu sehen ist?
Mit unterschiedlichen Medien – Zeichnung, Videozeichnung, Licht, Installation – entwerfe ich neue Räume, in denen oft eine einzelne Person oder auch nur eine Erinnerung anwesend ist. Projektionen kleiner Bewegungen – das Tropfen eines Wasserhahns, eine flackernde Kerze – machen das Verstreichen der Zeit bewusst und weiten den Raum ins Mentale. Ich mag es, wenn es mir in meinen Arbeiten gelingt, diesen Schwebezustand zwischen Leichtigkeit und Nachdenklichkeit herzustellen.

Was kann Mode, was Kunst nicht kann?
Das Privileg der Mode und zugleich ihr Nachteil ist ihre Schnelllebigkeit. Auch die Kunst reagiert auf die Gegenwart, aber sie hat einen längeren Atem. Und vor allem hat sie eine individuelle Perspektive. In der Mode gibt es immer jemanden, der sagt, wo es langgeht. In der Kunst gibt es kein Richtig und kein Falsch – das finde ich enorm wichtig und das nehme ich sehr ernst.

«Espèces d'espaces», Werkschau im Bündner Kunstmuseum Chur, bis 1. 8.





Pascale Birchler (39)

Woran arbeiten Sie derzeit?
An meiner Ausstellung «Der Rest ist Schweigen», der letzte Satz, den Hamlet vor seinem Tod spricht. In der Ausstellung geht es um die Stille, die Einkehr, die es für die Selbsterkenntnis braucht. Und um die unüberbrückbare Lücke zwischen dem sichtbaren Ich und dem eigentlichen Ich.

Wann haben Sie sich das erste Mal bewusst für die Kunst entschieden?
Mit 17 mietete ich mit meiner Schwester ein Atelier. Ich arbeitete im Service, um mir das leisten zu können. Das war eine erste Entscheidung für die Kunst. Auch wenn ich selbst wusste, dass ich eine Künstlerin bin, hätte ich mich nie als solche bezeichnet. Jahre später hat eine Angestellte in der Notfallaufnahme des Spitals mein Anmeldeformular zurückgewiesen, mit der Begründung, Künstlerin sei kein Beruf. Von da an nannte ich mich Künstlerin.

Steckt in jedem Menschen ein:e Künstler:in?
Kunst zu machen ist eine Entscheidung, zu der sich nicht alle durchringen können. Kunst ist kein Hobby. Denn der Zweifel ist gross. Es braucht viel Kraft, ihn immer wieder zu überwinden.

Hat Kunst einen Ort?
Die Geschichten meiner Vergangenheit formen meine geistige Landschaft. Wir alle haben so eine Landschaft. Darin bewege ich mich, wenn ich Kunst mache.

Braucht es eine Frauenquote?
Bis es keine Schlagzeile mehr Wert ist, dass Frauen in Museen vertreten sind, so lang braucht es eine Quote. Wir Frauen brauchen weibliche Vorbilder, auch um unsere Rollen als Künstlerinnen zu definieren.

«Der Rest ist Schweigen» im Project Space der Galerie Peter Kilchmann in Zürich, bis 24. 7.

"Die Kunstwelt trägt oft sehr moralische Positionen zur Schau, obwohl sie extrem toxisch, sexistisch, rassistisch, behindertenfeindlich ist"

Jasmine Gregory

Jasmine Gregory (34)

Wie würden Sie Ihre künstlerische Arbeit in wenigen Sätzen beschreiben?
Ich arbeite satirisch mit absurden Vorstellungen von Identität, Subjektivität und Konsum durch Abstraktion und Figuration. Ich interessiere mich für Kompositionen, die nicht Teil der westlichen Kunsttradition sind und kombiniere sie mit recht akademischen Formen. Und ich arbeite gern mit Gemälden und Skulpturen, um Trends des Kunstmarktes zu kritisieren.

Wie sind Sie zur Kunst gekommen?
Kunst ist etwas, von dem ich immer wusste, dass ich es tun muss. Es dauert nur seine Zeit, um dorthin zu gelangen. Niemand entscheidet sich dafür, Künstler:in zu sein, das wäre masochistisch. Ist man es dann erst, ist man einfach nur glücklich oder verflucht – je nachdem, wie man es sieht. Ich bin glücklich, weil ich mir nie vorstellen konnte, etwas anderes zu tun.

Gibt es einen idealen Ort, den Sie sich für Ihre Kunst vorstellen?
Die Sammlungen von Dolly Parton und Patti LaBelle – falls die beiden denn überhaupt Kunstsammlungen haben sollten.

Was beschäftigt Sie aktuell?
Ich arbeite an Cowboyhüten, die ursprünglich in einigen meiner Gemälde auftauchten. Ausserdem bereite ich eine Gruppenschau bei Cordova in Barcelona vor, wo ich mit James Bantone und Sitara Abuzar Ghaznawi ausstelle.

Gibt es ein Geschlechterproblem im Kunstbetrieb?
Der Kunstbetrieb hat grundsätzlich ein Problem mit Repräsentation. Sowohl der Geschlechter als auch der Hautfarben.

Brauchen wir eine Frauenquote für Museen?
Ja – und eine für People of Color, für queere Positionen und für Menschen, die nicht aus privilegierten Verhältnissen stammen. Jedes Lebewesen auf dieser Erde navigiert aufgrund seiner individuellen Erfahrungen anders durchs Leben. Jede Erfahrung ist gültig und wesentlich. Ich denke, dass sich Museen und Institutionen strukturell ändern müssen, um diese Vielzahl von Ideen und Denkweisen miteinzubeziehen.

Was stört Sie am Kunstbetrieb?
Alles. Die Kunstwelt trägt oft sehr moralische Positionen zur Schau, um sich selbst zu vermarkten, obwohl sie extrem toxisch, sexistisch, rassistisch, behindertenfeindlich und klassistisch ist und ihr jegliche Moral fehlt. Das zeigt sich am Kunstmarkt ebenso wie an der Finanzierung und Struktur der Institutionen. Der Stellenwert, den Kunst heute in der kapitalistischen Gesellschaft hat, steht ihrer nachhaltigen Veränderung entgegen. Ich hoffe, dass Kunst wieder zu etwas wird, das alle Interessierten ohne Ausgrenzung erleben können. Ich bin Amerikanerin. Im Gegensatz zur Schweiz gibt es in den USA sehr wenig Geld für Kunstschaffende. Wenn du eine Kunstschule besuchst, hast du nach dem Abschluss eine Viertelmillion Dollar Schulden. Um es wirklich zu schaffen, brauchst du viel Glück oder du bist sehr reich. Ich wünsche mir weniger Toxizität, mehr Inklusion, Freiheit zum Scheitern, Ehrlichkeit und Transparenz.

Wie stellen Sie sich das Museum der Zukunft vor?
Als Zirkus.

«Cry Me a River», Gruppenausstellung in der Cordova Gallery, Barcelona, bis 17. 9.

Ilona Ruegg (72)

Was hat Ihr Interesse an der Kunst entfacht?
Mein Vater hat im Badezimmer Fotos entwickelt. Das unfertige, werdende Bild hat mich als Kind in den Bann gezogen. Prägend waren ausserdem die Besuche auf Baustellen mit ihm, der bei der Bank dafür Hypotheken verlieh. Die Pfützen, das Licht, der Geruch haben meine Fantasie angeregt. Räume, auch zeitliche Räume, das Werden und das Unfertige, beschäftigen mich als Künstlerin bis heute.

Wann haben Sie sich erstmals als Künstlerin bezeichnet?
Erst mit 33 Jahren. Ich habe keine Ausbildung, also keine formale Legitimation. Irgendwann habe ich aber gemerkt, dass sich in mir immense Räume öffnen, wenn ich zeichne. Die Zeichnungen – mein Medium damals – bewegten in mir etwas, das Sprache nicht auslösen kann. Es war mein Blick auf die Welt, der sich in einer konzentrierten Erfahrung niederschlug und mich überraschte.

Was stört Sie an der Kunstbranche?
Spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts versuchen Kunstschaffende die Machtstrukturen zu brechen, trotzdem ist der Kunstapparat noch weitgehend hierarchisch organisiert. Ausserdem ist der Markt so überhitzt, dass er junge Künstlerinnen im Schaffen beeinflusst und die Solidarität unter ihnen schwinden lässt. Kunst braucht die Verbindungen, den Austausch, die Zwischenräume.

Löst Kunst Probleme oder schafft sie welche?
Weder noch. Ich finde es toll, wenn Kunst Widersprüche und Spannungen spürbar macht. Dem Leben in der Welt ist sowieso ein unauflösbares Paradox eingeschrieben.

Woran arbeiten Sie derzeit?
An einer neuen Fotomontage. Während dem Lockdown habe ich eine Installation fotografiert, die ich letztes Jahr im Kunstmuseum St. Gallen zeigen konnte. Keine Dokumentation, ich ging so nah ran, dass der Gegenstand nicht mehr erkennbar ist. Ich fotografierte das Objekt also so, dass es verschwindet. So hat man die Installation noch nie gesehen.

Wie haben Sie das Modeshooting erlebt?
Ich kam dadurch gewissermassen auf fremden Wegen ins Museum und habe mich beim Shooting doch wie zuhause gefühlt. Schliesslich ist das Kunstmuseum ja die potenzielle Heimat unserer Werke.

«Das Fassungsvermögen», neue permanente Installation am Neubau des ERZ-Werkhofs in Zürich

Rebekka Steiger (28)

Womit beschäftigen Sie sich in Ihrer Kunst?
Ich erkunde in meinen Bildern die Malerei in all ihren Facetten. Ich mische Techniken, Träger- und Farbmaterialien, lasse sie gegenseitig reagieren. Zentral ist für mich dabei immer auch die Auseinandersetzung mit bestimmten Motiven, ihrer Abstraktion und Komposition.

Wann haben Sie Feuer gefangen für die Kunst?
Schon als Kind. Ich habe immer gemalt. Die Entscheidung, die Kunsthochschule zu besuchen, war dann aber spontan, nachdem andere Pläne nicht aufgingen. Ich dachte zuerst: Malen werde ich ohnehin, dazu brauche ich nicht unbedingt eine Schule. Ich wollte einfach frei sein, das zu tun, was ich wollte.

Hat der Kunstbetrieb ein Genderproblem?
Das hat er sicher immer noch, aber ich nehme auch wahr, dass sich viel verändert – zumindest hier in der Schweiz. Ich selbst kann über keine Benachteiligung klagen. Und in meiner Galerie und den Museen, in denen ich bisher ausstellen durfte, nehmen Frauen Leitungspositionen ein: Karin Seiz bei der Galerie Urs Meile, Fanni Fetzer im Kunstmuseum Luzern, Claudine Metzger im Kunsthaus Grenchen.

"Kunst braucht die Verbindungen, den Austausch, die Zwischenräume"

Ilona Ruegg



Esther Eppstein (54)

Was ist Ihr Job als Künstlerin?
Ich schaffe experimentelle oder auch temporäre ideelle Räume für die Kunst und die Kunstszene. Mein Werk ist eigentlich immateriell, als Gastgeberin im «Message Salon» ermögliche ich Begegnungen, Netzwerke und Freundschaften. Der Salon, das Setting und die Dokumentation des Geschehens definiere ich als meine Kunst.

Vor 25 Jahren haben Sie den «Message Salon» eröffnet, der bis 2013 als physischer Raum an der Zürcher Langstrasse bestand und seither als Idee nomadisch unterwegs ist. Kann ein Kunstort die Stadt verändern?
Ja, wenn die Kunst sich Sichtbarkeit verschafft. Der «Message Salon» hat die Stadtentwicklung und die Zürcher Kunstszene mitgeprägt. Aber wichtig ist nicht der Ort, sondern die Freiheit, die ein Ort bietet.

Wie kamen Sie zur Kunst?
Ich kam früh mit dem Künstlerleben in Kontakt. Bei meinen Eltern gingen Kunstschaffende ein und aus. In den späten Achtzigern wollte ich dann mit anderen gemeinsam Kunst machen und dazu mussten wir unsere eigenen Räume zum Ausstellen, Reden, Feiern erfinden. Eine Kunstausbildung, wie wir sie heute kennen, gab es damals noch nicht. Wir waren stark vom «Do it yourself»-Gedanken geprägt, einfach mal machen, Spass haben und dabei herausfinden, was ein Künstlerleben sein kann.

Im September werden Sie für Ihr Lebenswerk mit dem Prix Meret Oppenheim ausgezeichnet. Wie fühlt sich das an?
Ich war zuerst fast ein bisschen geschockt, als ich davon erfuhr. Aber ich habe mich wahnsinnig gefreut über die Anerkennung. Das ist gerade wie ein neuer Job: Fotosessions machen, Interviews geben, mit einer Regisseurin ein Videoporträt besprechen. Das ist schön, und zugleich spüre ich eine grosse Verantwortung. Meine Kunst wäre ja nicht denkbar ohne die vielen Menschen, die in sie involviert sind.

Sie waren und sind mit Ihrer Kunst sehr präsent in Zürich. Andere Künstlerinnen tun sich da schwerer. Brauchen wir eine Frauenquote in Kunsthäusern?
Zur Präsenz habe ich mir und anderen verholfen, in dem ich Raum beanspruchte und einnahm. Der gesellschaftliche Diskurs ist da, und der Druck mittlerweile so gross, dass sich im Umfeld der zeitgenössischen Kunst heute niemand mehr die Blösse geben möchte, über Fragen von Gleichberechtigung und Teilhabe nicht nachgedacht zu haben. Aber ja – wo das noch nicht der Fall ist, insbesondere wenn öffentliche Förderung im Spiel ist, könnte eine zeitlich begrenzte Quote helfen. Man darf sich nichts vormachen, nach wie vor ist die etablierte Kunstwelt dort, wo es um Geld und Macht geht, mehrheitlich männlich und konservativ.

Wie sieht das Museum der Zukunft aus?
Ich wünsche mir lebendige Museen, die durchlässig und niederschwellig sind, ohne ihre eigentümliche Wirklichkeit als besondere, dem Alltag auf nachdenkliche und inspirierende Weise entrückte Orte preiszugeben. Gerade unsere Zeit zeigt, wie wichtig Museen sind, als ein Ort des kollektiven Kulturgedächtnisses und der Reflexion.

Prix Meret Oppenheim, Verleihung im Rahmen der «Swiss Art Awards», Messe Basel, 20. 9.

"Nach wie vor ist die etablierte Kunstwelt dort, wo es um Geld und Macht geht, mehrheitlich männlich"
Esther Eppstein

JOKO connected – Karin Jost (54) und Regula J. Kopp (53)

Sie treten seit den Neunzigern zusammen auf. Wie hat das angefangen?
Wir haben uns in Zürich an der F+F Schule für Kunst und Design kennengelernt und es hat sofort gefunkt. Jede von uns spürte, dass in der anderen ein Teil von ihr selbst existiert. Das ist bis heute die Basis für unser gemeinsames Schaffen. Trotzdem bezeichnen wir uns nicht als Busenfreundinnen, sondern als eine sich optimal ergänzende Arbeitsgemeinschaft.

Was tun JOKO connected?
Wir beschreiten mit unseren Performances das Thema Schmerz und geben ihm Raum zur Enttabuisierung. Dafür begeben wir uns in Situationen, in denen wir uns in physischem und psychischem Schmerz miteinander verbinden. Es geht uns darum, Bilder zu kreieren, in denen sich die Zuschauenden selbst reflektieren können.

Sind Genderfragen im Kunstbetrieb ein Problem?
Es ist offensichtlich, dass Frauen im Kunstbetrieb in der Minderzahl sind. Darüber muss gesprochen werden. Aber nicht als Problem, sondern als Chance, diesen Zustand zukünftig zu verbessern. In unseren Performances gibt es etwas Androgynes. Wir sehen uns in unserer Arbeit als Menschen und nicht spezifisch als Frauen.

Jiajia Zhang (30)

Sie sind in China geboren und leben heute in Zürich. Wie kamen Sie zur Kunst?
Als ich mit meinen Eltern in die Schweiz kam, war ich sechs und hatte wenig Ahnung davon, was Kunst ist. Aber ich wusste schon, dass mich diese Art der Beschäftigung interessieren würde. Zuhause kam das nicht so gut an. Also habe ich zuerst Architektur studiert und ging dann für ein Fotografiestudium nach New York. Was ich da an Kunst sah, war extrem bereichernd. Zurück in der Schweiz habe ich dann in der Kunstgiesserei St. Gallen gearbeitet – und mache jetzt nur noch Kunst.

Was beschäftigt Sie in Ihrer Kunst?
Ich fotografiere und filme, sammle Bilder und Textfragmente sowie Material, das ich finde und dann zu assoziativen Erzählungen editiere, in denen sehr Persönliches auf Allgemeines trifft, der öffentliche mit dem privaten Raum verschwimmt oder gegensätzliche Aussagen im gleichen Satz vorkommen.

Wie hat sich das beim Shooting im Kunsthaus angefühlt, den noch leeren Museumsraum in Besitz zu nehmen?
Das war eine tolle Erfahrung. Lustig: Thema des Abschlussprojekts meines Architekturstudiums war der Erweiterungsbau. Ich kannte den Ort also schon als Bauparzelle. Das war sehr speziell, diesen leeren, fertigen, schönen Bau zu sehen und sich darin zu bewegen und zu spüren, dass dieser Raum noch voller Möglichkeiten ist.

Sollten Frauen in Museen und Museumssammlungen präsenter sein, als sie es sind?
Auf jeden Fall. Es braucht ein Umdenken im Kunstbetrieb, aber auch in der Gesellschaft. Wenn Künstlerinnen ins mittlere Alter kommen, geraten sie oft in Vergessenheit. Sie brauchen dann einen enormen Willen, um durchzuhalten, bis sie vielleicht irgendwann «wiederentdeckt» werden – obwohl sie ja eigentlich nie weg waren. Viele machen das ganz allein durch, während Männer sich oft auf Unterstützung verlassen können, sei es in der Partnerschaft oder durch Institutionen.

Haben Museen ein Problem mit Durchlässigkeit?
Ja, das kann man sagen. Es ist nicht allein ein Genderproblem. Es betrifft ebenso viele andere Bereiche wie Klasse oder Herkunft. Kunst sollte die unterschiedlichen Facetten des gesellschaftlichen Lebens zum Thema machen, statt eine Illusion wie die veraltete Idee vom künstlerischen Genie zu feiern.

Aktuelle Arbeiten ab Mitte September in der Werkschau im Zürcher Museum Haus Konstruktiv, im Offspace Hamlet in Zürich-Oerlikon sowie in der Ausstellungsreihe «Stadtprojektionen» in St. Gallen

"Es ist an der Zeit, zuzuhören"

Nina Zimmer leitet nicht nur eines, sondern gleich zwei Museen: Als Direktorin des Kunstmuseums Bern und des Zentrums Paul Klee hat sie ein offenes Ohr für die Anliegen von Frauen und anderen Minderheiten im Kunstbetrieb.

Interview: Barbara Loop

annabelle No. 10/2021 Foto: Sandra Ardizzone



«Diversität endet nicht bei der Geschlechterfrage»: Nina Zimmer, hier im Kunstmuseum Bern

annabelle: Im Mai wurde die Französin Laurence des Cars zur Direktorin des Louvre ernannt. Was bedeutet das für die Kunstwelt?
Nina Zimmer: Ich habe mich sehr gefreut über diese Ernennung. Mit des Cars leitet erstmals eine Frau eines der grössten und auch ältesten Museen der Welt. Sie hat ein sehr zeitgenössisches Ausstellungsverständnis, das weit darüber hinaus geht, dass sie auch Künstlerinnen ganz selbstverständlich immer mitdenkt. Ich schätze ihre Professionalität, ihren Humor und ihre Art, mit dem Team umzugehen.

Macht es überhaupt einen Unterschied, ob Museen von Frauen geführt werden? Was ändert sich für Künstlerinnen?
Ob Frauen auch mehr Frauen ausstellen, müsste man statistisch untersuchen. Mich freut, dass es nicht nur die kleinen Nischenmuseen sind, die jetzt von Frauen geführt werden. Es ist die Tate Modern in London und es ist der Louvre. Damit ändert sich etwas im Klima und auch im internationalen Dialog in der Branche. Mir ist aber wichtig, dass man Diversität weiterdenkt. Wie sieht es im Rest des Museumsteams aus? Wie in den Vorständen der Museen? Wie sind Stiftungsräte zusammengesetzt? Denn in diesen wichtigen Gremien wird der Frauenanteil schon wieder deutlich kleiner. Ausserdem endet Diversität nicht bei der Geschlechterfrage.

Können Sie das ausführen?
In einer Weiterbildung für Frauen in Führungspositionen, an der ich vor Jahren teilgenommen habe, fiel ein Satz, den ich nicht mehr vergesse: «Women are the low hanging fruits». Die Diversität der Geschlechter sei am einfachsten herzustellen, weil qualifizierte Frauen überall schon greifbar sind wie tiefhängende Früchte. Sie sind Abteilungsleiterinnen und Vizedirektorinnen, man muss sie nur noch eine Stufe weiter befördern. Und selbst das passiert immer noch zu selten. In anderen Bereichen scheint es noch schwieriger, Diversität zu realisieren. Menschen mit Migrationshintergrund etwa fehlen oft schon in den unteren Kaderstufen. Wir dürfen beim Frauenthema nicht stoppen, obwohl es eines der dringendsten gesellschaftlichen Anliegen war in jüngerer Zeit.

Gemäss einer Studie der Uni Basel zeigt gerade mal ein Viertel aller Einzelausstellungen in Schweizer Museen die Arbeit von Künstlerinnen. Hat die Kunst ein Genderproblem?
Die Repräsentation von Frauen in den Ausstellungsprogrammen bleibt nach wie vor ein wichtiges Thema. Einiges hat sich schon getan: Noch vor fünf Jahren hat man mir Gruppenausstellungen vorgeschlagen, bei denen keine Frau vertreten war. Dafür hat man sich keine Sekunde geschämt. Heute muss man das schon gut erklären können.

Wie kann man das erklären?
Es gibt nach wie vor Bereiche, in denen die Männer übervertreten sind. Zwar gibt es auch in der Vergangenheit immer noch mehr Frauen zu entdecken, als man glaubt. Aber man wird nie unfassbar viele Künstlerinnen der Renaissance ausfindig machen, allein schon, weil es damals für Frauen keinen Zugang zu Kunstausbildungen gab. Es gibt aber überhaupt keinen Grund dafür, eine thematische Ausstellung des 20. Jahrhunderts nur mit Männern zu bestücken.

Die Museumssammlung wird immer wieder als Grund angeführt, warum der Frauenanteil in den Ausstellungen nach wie vor klein ist. Wie gross ist das Potenzial, auch in Sammlungen weibliche Positionen zu entdecken?
In den Schweizer Sammlungen gibt es erstaunlich viele Künstlerinnen, insbesondere aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Im Kunstmuseum Bern haben wir etwa Martha Stettler eine Einzelausstellung gewidmet. Sie war eine bedeutende Künstlerin, hat mit ihrer Lebenspartnerin, der deutsch-baltischen Malerin Alice Dannenberg, in Paris die Académie de la Grande Chaumière gegründet, die etwa für Alberto Giacometti und Meret Oppenheim eine erste Anlaufstelle in Paris war.

Die Politik diskutiert, ob Subventionen und Förderungen an eine Quote geknüpft werden sollen. Wie sinnvoll ist eine Frauenquote in den Schweizer Museen?
Ich bin nicht prinzipiell dagegen, finde aber, eine Quote müsste breiter gefasst sein. Wir wissen heute, wie schwierig es ist, Frausein überhaupt zu definieren. Wir müssen aktuelle Lebensrealitäten berücksichtigen, und diese sind nicht immer binär. Auch hier müssen wir Diversität weiterdenken.

Berühmte Künstler wie Pablo Picasso oder Gerhard Richter sind Publikumsmagnete, sichere Werte für jedes Museum. Auf wie viel Interesse stossen Ausstellungen wie die zu Lee Krasner im Zentrum Paul Klee oder Miriam Cahn im Kunstmuseum Bern?
Die Ausstellung zu Miriam Cahn hatte ein riesiges Medienecho. Bei Lee Krasner waren wir sehr glücklich mit den Besucherzahlen. Es war lang das Problem von Lee Krasner, dass sie immer nur als Frau von Jackson Pollock wahrgenommen wurde. Es hat mich sehr gefreut und in meinem Glauben an die Kunst bestätigt, dass viele Menschen diese Ausstellung besucht und sich für ihre Kunst begeistert haben, ohne zu wissen, wer Lee Krasner eigentlich war.

Trotzdem war Jackson Pollock Thema in der Ausstellung.
Lee Krasner pflegte mit ihrem Mann einen künstlerischen Austausch, den wir thematisiert haben. Als Dialog, denn nach wie vor wird bei einem Künstlerpaar der Einfluss immer in Richtung Frau gelesen, nie in Richtung Mann. Ich merke auch, dass das Publikum bereit dafür ist. Wir haben die gleichen Motive der Moderne immer und immer wieder gefüttert bekommen. Für viele ist es eine Befreiung, wenn wir diese Geschichten mal anders erzählen können. Und auch Sponsoren schätzen neue Perspektiven und progressive Ausstellungen.

Es geht Ihnen also nicht nur um die Repräsentation der Frauen in der Kunst, sondern um ihre richtige Repräsentation?
Genau. Im Herbst stellen wir im Berner Kunstmuseum Meret Oppenheim aus. Es gibt ein Foto von Man Ray, das die Künstlerin nackt zeigt. In der Vergangenheit gab es fast keine Ausstellung von Meret Oppenheim, die nicht mit diesem Nacktbild beworben wurde – dem Werk eines anderen Künstlers. Und das mitunter gegen ihren ausdrücklichen Willen. Wir haben einen Brief gefunden, in dem Oppenheim den Kurator ihrer ersten Retrospektive in Stockholm bittet, anstatt der Fotografie von Man Ray ihr Selbstporträt – ein Röntgenbild – zu zeigen. Natürlich kam der Kurator ihrer Bitte nicht nach. Es ist an der Zeit, zuzuhören und auf diese Bilder zu verzichten.

Sie sind in Deutschland geboren, haben in Korea gearbeitet, in den USA studiert. Nach Jahren in der Schweiz, erst in Basel, jetzt in Bern, sind Sie Schweizerin geworden. Wie nehmen Sie die Chancengleichheit hier im internationalen Vergleich wahr?
Als ich in die Schweiz kam, hat mich überrascht, wie schwierig es hier ist, Arbeit und Kinderbetreuung zu organisieren. Ich habe mit vielen Kolleginnen und Mitarbeiterinnen gesprochen, wenn die Familiengründung anstand. Die Kinderbetreuung fällt häufig vorwiegend auf die Frauen zurück, die Kitas sind teuer, so dass sich die Arbeit oft nicht lohnt. Es scheint mir hier schwieriger, sich für eine berufliche Karriere zu entscheiden, wenn man Familie hat, als in anderen Ländern.

Und in der Frage der Repräsentation von Künstlerinnen?
Die Diskussion kam vielleicht ein bisschen später in die Schweiz, aber sie wird genau an dem Punkt geführt, wo sie international im Moment auch steht. Südkorea etwa ist die Schweiz weit voraus. Das Land hat sich in so kurzer Zeit entwickelt, da stehen die Frauen noch vor ganz anderen Herausforderungen. Es gibt fantastische koreanische Künstlerinnen, Haegue Yang ist eine von ihnen, die auch international bekannt ist. Sie hat aber letztlich in Europa Karriere gemacht, nicht aus Korea heraus.

Wie wichtig ist das Museum für den Erfolg von Künstler:innen überhaupt?
Erfolg in der Kunst wird mit verschiedenen Währungen gemessen: Der Marktwert ist zentral, wie oft ein Werk besprochen oder ausgestellt wird, wie oft eine Person zur Diskussion steht, wie viele junge Künstler:innen sich auf eine Position beziehen. Der Kanon wird erweitert, verändert sich. In Museen finden diese Auseinandersetzungen statt, hier passiert Geschichtsschreibung, mischt sich Öffentlichkeitswirksamkeit mit dem Fachdiskurs. Durch diese Reibung werden Wert und Bedeutung erzeugt. Wir brauchen Räume, die der Öffentlichkeit verpflichtet sind, um eine möglichst grosse Freiheit des Diskurses zu ermöglichen.

"Noch vor fünf Jahren hat man mir Gruppenausstellungen vorgeschlagen, bei denen keine Frau vertreten war"

"Ich bin nicht prinzipiell gegen eine Quote, finde aber, sie müsste breiter gefasst sein"